

„Schöne Arbeiten“ – Klosterarbeiten

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Klosterarbeiten (auch Klosterfrauenarbeiten, in Österreich auch „Klostertaferl“ genannt) sind religiöse Kunsthandwerke mit einer langen Geschichte. Die geistigen Wurzeln der „Schönen Arbeiten“, wie sie in alten Schriftstücken auch genannt werden, sind vielfältig. Sie wurden damals mit viel Fleiss und handwerklichem Geschick fast ausschliesslich in Klöstern angefertigt, aber nicht nur von kontemplativen Frauenorden, sondern auch von Männerkonventen (vor allem den Jesuiten). Bis heute haben sich kaum Aufzeichnungen und Anleitungen zur Herstellung von „Schönen Arbeiten“ gefunden. Jedes Kloster hatte seine speziellen Verfahren, die nur mündlich weitergegeben wurden. Die Schöpferinnen und Schöpfer der Kunstgegenstände blieben meist anonym.

Geschichte

Klosterarbeiten sind seit mehreren hundert Jahren wesentlicher Bestandteil religiösen Brauchtums. Der Ursprung der Klosterarbeiten liegt im Reliquienkult. Wer das Glück hatte, eine Reliquie (Überreste verstorbener Heiliger) zu besitzen, der fühlte sich beschützt und in seinem Tun gestärkt. Man nahm die verehrten Reliquien überall hin mit. Besonders auf Reisen, die damals nicht ungefährlich waren, fühlten sich die Menschen durch die Reliquie sicherer und durch eine höhere Macht bewahrt.

Die Wurzeln der Klosterarbeiten reichen bis ins Mittelalter. Der Wunsch, Reliquien mit Golddraht zu umwickeln, sie mit kostbar gefassten Glas- oder Edelsteinen zu verzieren, sie in einen Rahmen oder Gehäuse einzubetten, hatte seinen Ursprung im Barock. Das 16. Jahrhundert eröffnete den Klöstern durch den erwachenden Reliquienkult viele Möglichkeiten für die kunsthandwerkliche Betätigung. Das Konzil von Trient (1545 – 1563) machte den Bischöfen die Verehrung der Heiligen in den „Heiligen Leibern“ der Märtyrer ausdrücklich zur Aufgabe. In feierlichen Zeremonien wurden die Skelette aus Roms Katakomben genommen und in die Klöster und Kirchen des Alpenraums (Schweiz, Österreich, Bayern) gebracht. Die Skelette mussten geschmückt und dekoriert werden, damit man sie auf den Altären „zur Schau“ stellen konnte. Man hüllte sie in kostbare Gewänder, bedeckte sie über und über mit Gold- und Silberdrahtarbeiten, mit Perlen, Halbedel- und geschliffenen Steinen. Dann präsentierte man sie, meist liegend, in gläsernen, prunkvoll ausgestatteten Sarkophagen. Auf diese Weise wurden Totengebeine, die normalerweise niemand gerne anschaut, zu einem prächtigen Anblick, von denen man oft auch Wunder erhoffte. Man pilgerte zu diesen Klöstern und Kirchen und wollte auch ein Andenken mit nach Hause nehmen, zumeist eine Abbildung des entsprechenden Heiligen. Kleinste Reliquienpartikel wurden zu hochgeschätzten Bestandteilen von Klosterarbeiten. Man versuchte so, seinem tiefen Glauben in einer künstlerischen Arbeit Ausdruck zu verleihen. Klosterarbeiten entstanden also aus einer tiefen Volksfrömmigkeit heraus.

Die meisten mit den Arbeiten betrauten Klosterfrauen stammten aus Patrizier- und Bürgerfamilien. Sie waren von Erziehung und Ausbildung her für künstlerische Arbeiten vorgebildet. In stundenlanger Arbeit, oft von Gebeten begleitet, fertigten die Nonnen die kunstvollen Gegenstände an. Klosterarbeiten dienten der Ausstattung der Altäre, wurden als Andachtsbilder aufgestellt, waren Zellenschmuck in den Klöstern, wurden verschenkt und als Wallfahrtsandenken gehandelt. Der Verkauf bescherte den Klöstern recht beträchtliche Einnahmen. Besonders von Wallfahrten brachte man gerne eine der „schönen Arbeiten“ mit nach Hause. So wurde der private Glaube gefestigt, und die Menschen ausserhalb des Klosters hatten ihren ganz persönlichen heiligen Gegenstand in ihren eigenen vier Wänden. Klosterarbeiten wurden aber nicht nur verkauft, sondern auch unter verschiedenen Klöstern getauscht. Dadurch kam es zwischen den Klöstern zu einem Austausch von gestalterischen und technischen Ideen.

Diese religiöse Kunstform erreichte im 17. Jahrhundert ihren Höhepunkt. Die Säkularisation brachte um 1803 dann einen grossen Einbruch. Klöster wurden aufgelöst, wertvolle Aufzeichnungen und Unterlagen dieser religiösen Kunstgegenstände verbrannt, Perlen und Steine aus den Arbeiten herausgelöst, Gold- und Silberdrähte eingeschmolzen. Priester und Nonnen brachten aber Arbeiten in Sicherheit. So sind trotz Säkularisation Arbeiten erhalten geblieben. Antiquitäten- und Flohmärkte waren später Fundstellen dafür. Ende des 18. und im frühen 19. Jahrhundert blühte das Kunsthandwerk nochmals auf, vornehmlich in Frauenklöstern. Später wurden diese Arbeiten wegen ihrer grossen Beliebtheit und steigender Nachfrage von Wachspossierern zünftig organisiert. Diese Arbeiten waren für das einfache Volk unerschwinglich. Deshalb entwickelten sich nebenher im familiären Hausgewerbe von religiösen Laien hergestellte Darstellungen. Sie fanden als Hausiererware zu erschwinglichen Preisen in mancher Stube im Herrgottswinkel ihren Platz. Die Klosterarbeit, inzwischen zur religiösen Volkskunst geworden, wurde als frommer Zimmerschmuck betrachtet. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 – 1965) nahm das Verständnis für Klosterarbeiten in den meisten Klöstern stark ab. Bisweilen schämte sich die Generation nach dem Konzil für die „kindliche“ religiöse Haltung früherer Klostergenerationen. Bald fertigten deshalb nur noch ältere Schwestern Klosterarbeiten an.

Kunstgegenstände

Der Begriff „Klosterarbeiten“ stammt aus dem 19. Jahrhundert (früher „Schöne Arbeiten“). Dieses Kunsthandwerk drückte sich in Gold- und Silberdrahtarbeiten aus. Nebst der traditionellen Posamentenstickerei (Stickerei auf textilen Waren, z. B. Messgewänder) und dem kostbaren Schmücken von Andachtsbildern verstand man unter dem Begriff „Klosterarbeit“ die Vereinigung von verschiedenen Objekten unter reichhaltiger Verziehung, vielfach in einem Kastenrahmen. Heiligen- und Andachtsbilder, vollplastische Wachsbossierungen oder Reliquien waren dabei häufige Elemente, oft umgeben von Flechtarbeiten. Im Normalfall stand ein religiöses Thema im Mittelpunkt (so Heiligenbilder, Jesus- und Mariendarstellungen, Nachbildungen eines Kreuznagels). Zum andern waren es nach altem Brauch ausgeschmückte Schächtelchen und Schatullen (sogenannte Eingerichte), reich verzierte Christkindlein-Schreine oder Weihnachts- und Ostereier.

Klosterarbeiten umfassten Werke aus Gold- und Silberdraht, aus Textilien, Wachs und Papier, unter Verwendung von bunten Glassteinen, Perlen, Pailletten, Glimmer, Spiegelglas und getrockneten Pflanzen. Die angewandten Techniken waren vor allem Nähen, Sticken, Stechen, Schneiden, Kleben, Kaschieren, Drapieren, Malen, Stanzen, Modeln und Giessen. Für die meisten Klosterarbeiten wurden verschiedene Techniken und Materialien einbezogen. Die Arbeiten entstanden mit einfachen technischen Mitteln unter grossem Aufwand von Geduld und Zeit.

Das zentrale Objekt war oftmals aus Wachs, häufig ein Jesulein, eine Madonna, eine Christusfigur oder eine Heiligendarstellung, wobei entweder der ganze Körper oder zumindest das Gesicht und die Gliedmassen aus Wachs geformt waren. Formen von Klosterarbeiten waren beispielsweise die Anna-Hand, die Nepomukszunge, ein Agnus Dei, ein Christ- oder Fatschenkind, ein Oster- oder Weihnachtsei, ein Brevel oder ein Haussegen.

Unter Agnus Dei versteht man allgemein das in geweihtes Wachs geprägte Lamm Gottes. Als Symbol der Heilstat Jesu Christi war es – meist als Wachsmedaillon – ein begehrtes Schutzmittel gegen das Böse, gegen Naturkatastrophen und Unwetter, die Pest, die „hinfallende Krankheit“, (Epilepsie) und den jähen Tod. Sie wurden seit dem 12. Jahrhundert in Rom aus dem Wachs der Osterkerze gezogen. Das verwendete Wachs hatte „rein, weiss und jungfräulich“ zu sein. Agnus Dei wurden von Päpsten im Jahr ihres Regierungsantritts sowie danach alle sieben Jahre geweiht. Aufgrund der grossen Nachfrage erhielten auch einige Klöster das Privileg, sogenannte „stellvertretende Agnus Dei“ herzustellen. Die graue Farbe mancher Medaillons rührt daher, dass dem Wachs Katakombenstaub beigemischt wurde.

Unter Anna-Hand versteht man Nachbildungen der Anna-Reliquien von Wien und Oberthalheim. Sie wurden seit 1743 aus Wachs nachgeformt und waren meist braun oder schwarz eingefärbt. Den gebärenden Frauen und kranken Müttern wurden sie als Schutzmittel empfohlen.

Nepomukszungen sind Nachbildungen der 1719 aufgefundenen unversehrten Zunge des heiligen Johannes Nepomuk. Sie wurden aus Wachs oder aus Staub vom Grab des Heiligen hergestellt und sollten vor übler Nachrede bewahren.

Als „Christkind“ oder „Fatschenkind“ bezeichnet man gewöhnlich gefatschte (d. h. gewickelte) Kinder, die besonders reich mit filigranen Drahtarbeiten, Perlen, bunten Glassteinen, Borten und kostbaren Spitzen verziert sind. Der Kopf des Kindes war im alpenländischen Raum fast immer aus Wachs. Er wurde meist aus Modeln gegossen, von Hand überarbeitet und bemalt. Die Kinder sind mit ihren eng anliegenden Binden so gewickelt wie Säuglinge in früherer Zeit. Je nach Ausstattung liegen sie in einer Wiege oder in einem kostbaren Glasschrein. In Frauenklöstern wurden sie auch Seelentrösterlein genannt, da sie Trost für den Verzicht auf die Mutterschaft spenden sollten.

Das Ei lässt sich nicht eindeutig nur der Osterzeit zuordnen. Auch im Weihnachtsbrauch spielt es eine grosse Rolle. Es symbolisiert unter anderem die Geburt des Lebens. So ist es nicht verwunderlich, dass das Ei auch an Weihnachten, dem Fest der Geburt Christi, seine Bedeutung hat. Vor allem die Krippe oder Jesuskindlein-Darstellungen im Ei fanden in der Weihnachtszeit vielfältige Verwendung.

Das Breverl ist ein in Stoff oder Metall gefasster Anhänger. Es wurde um den Hals oder am Gürtel getragen, in die Kleidung eingenäht oder am Rosenkranz befestigt. Diese Anhänger fanden im 18. Jahrhundert eine grosse Verbreitung unter der Bevölkerung. Breverl (auch Brevl, Breve, Breferl, Heiltumstäschchen oder Tüfelsjägerli genannt) waren ein mit heiligen und magischen Sprüchen und Bildern versehener Faltzettel, der als Talisman und Heilmittel diente und bis weit ins 20. Jahrhundert verbreitet war. Sie schützten vor bösem Einfluss, Dämonen und Besessenheit, Pest, Feuer oder Ungewitter. Die Faltzettel wurden auch Schluckbildchen genannt, im Volksmund auch Fresszettel. Sie wurden gegessen und sollten ebenfalls eine heilkräftige Wirkung haben. Breverl waren auch mit Schabmadonna, im Volksmund auch „Lehmcheibli“ genannt, bekannt. Ins Essen oder Trinken geschabt, sollte der Tonstaub eine heilkräftige Wirkung haben. Von der katholischen Kirche wurde das Breverl-Brauchtum zeitweise heftig als Aberglaube bekämpft.

Mancher in Klosterarbeit hergestellter Haussegen zierte in vielen Häusern den Herrgottswinkel. Damit sie Glück brachten, mussten sie senkrecht angebracht werden (sonst „hängt der Haussegen schief“). Ein Haussegen schützte gegen alles Böse. Sie wurden Sterbenden auch unter den Kopf und den Gebärenden auf den Bauch gelegt.

Vor etwa dreissig Jahren begann man, neue Klosterarbeiten nach alten Vorbildern und Techniken zu fertigen. Das wachsende Interesse an schönen alten Dingen, an bodenständiger Volkskunst und traditionsreichem Kunsthandwerk förderte dies. Es ist deshalb begrüssenswert, dass diese handwerkliche Tradition – unabhängig und losgelöst von der ursprünglich vorwiegend religiösen Funktion – fortgeführt wird, dass alte Arbeitstraditionen wieder aufgenommen und neu belebt werden. Seit einigen Jahren gibt es ausgehend von Liebhabern, Kennern und Wissenschaftlern auch wieder Impulse für eine neue Wertschätzung dieser Arbeiten.